

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wick in Breslau.

N. 13.

Sonnabend, den 13. Februar 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. **Inserate** werden bei einer **Auflage von über 2700 Exemplaren** mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[**Stand der Weltkämpfe.**] Bei dem jetzigen für Deutschland so wichtigen und ehrenreichen Kampf für die Rechte Schleswig-Holsteins gegen Dänemark erwecken besonders Interesse die militärischen Größen, welche vorzüglich mit der Kriegsführung beauftragt sind.

Der Oberbefehlshaber der gesammten Armee, Feldmarschall v. Wrangel, wird nächsten 13. April sein 80. Jahr antreten. Außer dem österreichischen Feldmarschall Radeky, welcher 1848 und 1849 noch in seinem 81. und 82. Lebensjahre bei Mortara und Novara zu siegen wußte, gewiß ein seltener Fall in der Kriegsgeschichte. Die beinahe noch jugendliche Rüstigkeit des Feldmarschalls läßt sein hohes Alter jedoch weniger bedenklich als ohnedies wohl erscheinen. Feldmarschall v. Wrangel begann seine militärische Laufbahn 1796, indem er nach der Sitte der Zeit mit kaum 12½ Jahren als Junker in das damalige Dragonerregiment von Auer Nr. 6 (gegenwärtig 3. und 4. Cuirassierregiment) eintrat. Seine Sporen verdiente er sich 1806, wo er in der Schlacht bei Hellsberg, dem siegreichen Einleitungskampf zu der unglücklichen Schlacht bei Friedland, durch einen Pistolenschuß in der Schulter verwundet wurde, aber sich auch den Pour le mérite verdiente. 1813 wurde ihm in der Schlacht bei Groß-Görschen bei dem bekannten nächtlichen Reiterangriff das Pferd erschossen, doch zeichnete er sich hier, wie bei Haynau, Liebertwolkwitz, Bachau, in dem Maße aus, daß er zum Major avancirte und mit dem eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse decorirt wurde. Bei Gloges schlug er sich mit dem in Vertretung des verwundeten Regimentscommandeurs an diesem Tage von ihm geführten ostpreussischen Cuirassierregiment (jetzt Nr. 3) durch den Feind, welcher die völlig abgeschnittene Truppe bereits zur Ergebung aufgefordert hatte. Bei dem Gefecht von Clayr verlor er wieder vor einem feindlichen Quarré das Pferd unter dem Leibe. In der Schlacht bei Raon zeichnete er sich von Neuem aus. Schon 1814 wurde er wegen der allerwärts bewiesenen Bravour außer der Tour zum Oberstlieutenant und 1815 ebenso zum Obersten befördert. In der Friedenszeit bis 1848 zum Generallieutenant und Commandeur des 2. Armeecorps aufgestiegen, führte er die preussischen und deutschen Bundesstruppen in dem Feldzuge dieses Jahres in Schleswig-Holstein und siegte in dem Treffen bei Schleswig. Weniger glücklich war er in dem

Angriff auf Sonderburg, in dem Treffen bei Düppel. Nach dem Waffenstillstand bei Malmö rückte er am 9. Novbr. mit den um Berlin zusammengezogenen Truppen in diese Hauptstadt ein und bildete die militärische Stütze für die Auflösung der damaligen National-Versammlung. Feldmarschall ist der General seit 1856, wo ihm diese höchste Militärwürde bei Gelegenheit seines damaligen 60jährigen Dienstjubiläums verliehen wurde.

Der Prinz Friedrich Karl von Preußen, Sohn des Prinzen Karl von Preußen, ist geboren den 20. März 1828 und also gegenwärtig 36 Jahre alt. In Begleitung des damaligen Generals Wrangel befand er sich 1848 mit bei Schleswig und Düppel gegenwärtig. Im folgenden Jahre wohnte er in der Eigenschaft als Major im Stabe seines Oheims, des damaligen Prinzen von Preußen und jetzigen Königs Wilhelm I., dem Zuge nach Baden bei und wurde in dem Gefecht bei Philippsthal bei einem kühnen Angriff auf ein Bataillon des 3. badiischen Infanterieregiments verwundet. Seine fernere militärische Beförderung war eine selbst bei einem preussischen Prinzen ungewöhnlich rasche; von Stufe zu Stufe stieg der Prinz schnell bis zum General der Cavallerie und Commandeur des 3. Armeecorps. Seine militärischen Anlagen werden allgemein rühmend hervorgehoben; 1860 ist derselbe (wenn freilich nur durch eine böse Indiscretion) mit einer ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Broschüre über die Fecthweise der französischen Armee auch als Militärchriftsteller rühmlich bekannt geworden.

Der österreichische Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz ist ein Sohn des aus den Befreiungskriegen bekannten sächsischen Generals gleichen Namens und trat 1816 in die österreichische Armee ein. 1821 machte er den Zug nach Neapel mit. 1848 war er zunächst im Stabe des Feldmarschalls Radeky bei Custozza, Verona und Mailand, trat später aber als Stabschef zu dem in Ungarn gesondert operirenden Corps des damaligen Generals und spätem Feldmarschalls Schlick über, wo er sich bei allen Gelegenheiten jener blutigen und hartnäckigen Kämpfe der beiden ungarischen Feldzüge von 1848 und 1849, namentlich aber in den Schlachten bei Kaschau, Kapolna, Komorn, Acz und Arad hervorragend auszeichnete. Die Eroberung von zehn dem Feinde in erster Schlacht entrissenen Geschützen bewirkte er durch einen ebenso geschickt geführten, als klug berechneten Angriff mit

zwei dem Schlick'schen Corps zugetheilten Cuirassierregimentern. Ueberhaupt erlitt dieses Corps von allen österreichischen Heeres-Abtheilungen allein während des ganzen, zum Theil so unglücklichen ungarischen Feldzuges keine Niederlage, und wurde ein guter, wo nicht der Haupttheil des Verdienstes hieran dem trefflichen Stabschef des Generals Schlick, dem Major und bald Obersten v. Gablenz, zugeschrieben. 1859 bei Magenta zeichnete sich dieser mittlerweile zum General aufgerückte tüchtige Offizier von Neuem aus, und seine Abtheilung war es, von welcher vor der Eisenbahnbrücke dort dem Feinde das einzige von den Oesterreichern an diesem schlimmen Tage erbeutete gezogene Geschütz entrisen wurde. Tapfer, aber unglücklich focht der General endlich noch bei Solferino. Der Ruf als einer der befähigtesten österreichischen Heerführer wird ihm in der gesammten österreichischen Armee zugestanden.

General de Meza, jetzt entlassener Oberbefehlshaber der dänischen Armee, stammt von einer alten portugiesischen Judenfamilie her, die sich vor hundert Jahren in Dänemark niederließ und seit achtzig Jahren zum Christenthume übergetreten ist. Er ist am 14. Januar in das 73. Jahr eingetreten und da sein Vater 88 Jahre alt geworden, so darf er auch auf hohes Alter zählen. Großvater und Vater waren Aerzte in Helsingör, wo er auch geboren ist. Während des englischen Angriffs 1807 diente er bei der Artillerie, nahm aber, da er sich viel mit Sprachen beschäftigt hatte, bald Abschied aus dem activen Dienste und blieb bis 1842 als Lehrer bei der Artillerieschule und später bei der Militär-Akademie. Da trat er wieder in Dienst und wurde 1848 Commandeur der Feld-Artillerie, stand bei Bau, Schleswig, Nübel, Düppel und war in allen damaligen Gefechten, wurde Oberst und Brigadeführer und übernahm Mitte 1849 den Befehl auf der Insel Alsen, wo er 15,000 Mann commandirte. Er theilte sich dann am blutigen Kampfe bei Friedericia (6. Juli), wurde darauf Generalmajor und Chef der ganzen Artillerie-Brigade. Darauf erkrankte er und konnte nach dem Waffenstillstande kein Commando übernehmen, schloß sich aber doch dem Generalmajor Krogh an und suchte nach Kräften mitzuwirken. Er wurde dann General-Inspector der Artillerie, commandirender General in Schleswig und Zülau, General-Lieutenant und im vorigen Jahre Commandeur des ersten Generalcommando's in Kopenhagen, bis er zu Weihnachten das Commando für den bevorstehenden Krieg erhalten hat. Meza ist ein Gesammtstaatsmann und hat dieses mehrfach ausgesprochen; auch hat er viele Launen, doch wird ihm große Kaltblütigkeit und viel Vertrauen auf sein Glück zugeschrieben. Zum Generalstabschef hat er den Oberst Kaufmann gewählt, der 1819 in Rendsburg geboren ist; er war Curator der Universität Kiel und später Militärbevollmächtigter am deutschen Bundestage. Auch er ist Gesammtstaatsmann, wie die Mehrzahl der älteren und höheren Officiere.

Eine nägliche Rolle spielt eigentlich Friedrich von Augustenburg, den die Nationalvereiner anfänglich so glorifizirten, daß an ihm „jeder Zoll ein Mann“ zu sein schien. Wir hätten nichts dagegen gehabt, wär's wahr gewesen. Aber einen Hauptstoß bekam unsere gute Meinung schon durch seine „Bittelei in Paris,“ die weder deutsch noch mannhaft war. Seither hat er

aber auch nichts gethan, was für ihn besonders einnehmen könnte. Während andere, die keinen Herzogsthrone erstreben, im Felde stehen und sich Gefahren aussetzen, setzt sich Friedrich in die dänischen gefahrlosen Nester, spielt „Huldigung“ und nimmt eine Stellung ein, welche weder den Großmächten, noch dem deutschen Bunde, noch dem Nationalverein und Consorten genügt. Darum läßt auch selbst von letzterer Seite, wie man aus Altona schreibt, die Schwärmerei für Se. Hoheit bedeutend nach, ja es erheben sich ziemlich laute Stimmen, die in einer nicht weniger als respektvollen Weise den Herzog daran erinnern, daß er nichts thue, und überhaupt noch gar nichts gethan habe, um das begonnene Werk weiter zu bringen. Ich meine hier nicht bloß Blätter, wie z. B. die von dem Maigefangenen Herrn Rödel im Style Robespierre's geschriebene „Frankfurter Reform,“ oder den „Bremer Courier,“ der jüngst den Herzog wie einen Schuljungen herunterriß. So impertinent der Artikel, den ich weiter unten mittheilen werde, auch im Tone gehalten ist, in der Sache enthält er manche bittere Wahrheit für jene Clique Gothaer, stellensüchtiger Aventuriers und literarischer Windbeutel, die jetzt in Kiel auf des Herzogs — und des deutschen Volkes Kosten sich's wohlgeschmecken lassen und sich begnügen würden, wenn man nur die „Erbfolge“ für Holstein anerkennen würde, damit ihnen ihre fetten Pfründen auch in Zukunft gewahrt blieben, wenn auch Schleswig und das „ewig tofamen und ungedeckt“ zum Teufel ginge.

Auch in Altona tritt man bereits offener mit der eigentlichen Farbe hervor, wie das nachfolgende Schmähegedicht beweist, das in unzähligen Exemplaren auf den Straßen feilgeboten — und dann auf Weisung der Polizei confiscirt wurde. Wer jedoch Lust nach einem Exemplare hat, braucht sich nur einige Häuser weit — nämlich nach St. Pauli zu bemühen, denn bis in's Hamburger Stadt- und Staatsgebiet reicht nicht die den Augustenburger schützende Macht der Bundescommissäre, welche nur so weit respektirt werden, als sie der nationalvereinerischen Clique taugen. Das Pamphlet, eine Parodie des Volksliedes „Pring Eugen, der edle Ritter,“ lautet also:

Herzog Friedrich, der edle Ritter,
Deutschlands erster Leichenbitter,
Schaut so trüb' und flüster d'rein.
Was allein man als Soldat kann,
Will er treiben als Privatmann,
Sollte das wohl möglich sein?

Dänemarks König war gestorben,
Friedrich hatt' das Recht erworben
Wohl auf Schleswig-Holsteins Thron.
Aber während große Noth da,
Ging der Herzog hin nach Gotha,
Wie einst Herr v. Gagern schon.

Deutsche Bürger und Soldaten
Rufen alle: „Thaten! Thaten!
Führ' uns, Friedrich, gegen den Feind!“
Ach! der Herzog thut nur quengeln,
„Kinder,“ sprach er, „nur nicht drängeln!
Muß er seh'n, was Bismarck meint.“

Als ihn Bis marck nun verlassen,
 Reehberg auch nicht an wollt' fassen,
 Finster ward's am Bundestag:
 Schrieb der Herzog, Donnerwetter!
 Gar an Louis, seinen Vetter,
 Und der gab ihm einen Schlag.

Dieser Schlag bracht' ihn nach Norden,
 Aber Herzog ist er worden
 Bis zur Stund' im Norden nicht.
 Hat gelernt die Zeit verlieren,
 Thut für's Volk privatifiren,
 Und so endet dies Gedicht.

Ein schöner poetischer Erguß „getreuer Zukunftsunterthanen,“ welche sich an diesem Pamphlet gar nicht satt lesen konnten und es mit solcher Schabenfreude ihren Bekannten mittheilten, als wäre es auf Christian IX. von Dänemark, nicht aber auf den „angeboteten Augustenbürger“ gemünzt? Die guten Leuten werfen also die Masken ab, bevor noch ihr „vorgeschobener Herzog“ wirklich zur Herrschaft gekommen ist, fürwahr keine glänzenden Aussichten für eine Thronbesteigung. Wer weiß, ob der vorgeschriebene Herzog nicht sehr gerne wieder „draußen“ wäre und sich nach dem Augenblicke sehnt, wo ihn die „Landesverräther,“ wie tendenziöse Leidenschaft die Truppen der Großmächte schimpfret, aus den Händen seiner Getreuen befreien werden. Wir haben in kaum einem Monate so manches erlebt, wer kann wissen, was nachkommt, sobald wieder ein Mond um ist!

Ich lasse nun hier den interessanten Artikel folgen, den der demokratische „Bremer Courier“ in der Nummer vom 21. d. M. enthält. Er lautet:

„Sie klagen im „Courier“ über die Saumseligkeit der Bremer, theurer Freund. Aber sie thun den Leuten Unrecht. Als England rüstete im vorigen Jahrhundert, da hatte das einen Nelson; wir haben nur einen Augustenbürger. Wo soll da die Opferseligkeit herkommen bei einem Helden, der den lieben langen Tag nichts thut, als Ergebenheitsadressen annimmt und beantwortet? Der schlichte Sinn des „Volkes“ will Beschäftigung haben und schläft ein, wenn sein geträumter Garibaldi (Ah, so!) ein „Generalstabsbummler“ wird. Geh!s doch in Altona z. B. um kein Haar besser. Und hier in Hamburg! Ahttausend Thaler preussisch kamen in den ersten vierzehn Tagen zusammen. Als man aber sah, daß der „Herzog Friedrich den Dänen wohl den Pelz waschen, sich selber dabei aber nicht naß machen wollte,“ kriegten die Portemonnaies die Maulklemme und man rechnet nach das Register der Fehler dieses „Privatmannes.“

1) Unterließ er es, an die „deutschen Armeen“ zu appelliren, an das militärische Ehrgefühl; eine Appellation, die ihm die Soldaten Hannovers, Sachsens, Baierns, Württembergs, Hessens, Braunschweigs, der Hansestädte, Oldenburgs und die halbe preussische Armee zugeführt haben würde. (Dummheit!) Die Sachsen und Hannoveraner müssen sich jetzt die Füße erfrieren lassen und werden ungeduldig und mißgestimmt, denn sie sehen kein anderes Feuer, als das auf den Kochherden in ihren Quartieren.

2) Antischambrirte der Herzog in Wien und Berlin, obgleich ihm jedes Kind sagen mußte, wie nutzlos das sei.

3) Schrieb er eine Petition an den Landesfeind Deutschlands.

4) Verirrdelt er die Zeit mit Ovationen etc.

So wird der arme Mann mit jedem Tage unpopulärer, und wenn er, wie das nicht ausbleiben kann, langweilig dazu wird, so fliegen der Reaktion die gebratenen Tauben von selbst in den Mund. (Folgt ein Ausfall gegen die „Fürsten“ überhaupt.)

Schelten Sie die Leute daher nicht, wenn sie erlahmen in ihrem Eifer für eine Sache, die einen Lahmen (Sehr schmeichelhaft!) an der Spitze hat. Der Herzog Friedrich prangt als Gypsbüste seit acht Tagen hier in allen Läden. Als der erste Käufer sich einstellte, ließ er die Büste fallen.

„O weh! Der Kopf war hohl!“ rief er aus.

Umsonst versucht man von allen Seiten, den Herzog zur „That“ zu treiben, umsonst kommen Deputationen auf Deputationen. Friedrich Friedenreich sitzt in Kiel und spielt Prätendent zu seinem Privatvergnügen und macht den Neugierigen durch seine Höflicheit weiß, es würde irgend ein Deus ex machina zum Vorschein kommen, aber man sieht nur eine Machina ex deo (leblose Maschine).

Passen Sie auf, wir bezahlen die Zeche diesmal gründlich.“

So spricht und schreibt die Partei im deutschen Norden über den Herzog Friedrich, welche ihn gern zur Deckung eines Generalputsches für ihre selbstischen Zwecke benützt hätte und ihn deshalb auf den „Legitimitätsschild“ hob, nun aber findet, daß er sich dazu doch nicht anläßt, sondern sich lieber dem „ süßen Zuwarten bei Hulbigungszuckerbrod“ ergiebt. Diese Bursche machen es wie gewisse Heiden mit ihren Götterbildern, die sie zerschlagen, wenn sie ihnen die erwarteten Dienste nicht leisten. Dann zeigt sich, daß der Götterdienst Schwindel war und nicht wirklicher Gottesdienst. Lehreich ist die Moral von obigem: Einen Garibaldi wollen gewisse Leute, d. h. einen Vorman ohne Moral und Rechtsinn, der die Räuberpolitik in Scene setze! —

Die Herzogin von Parma ist am 1. Februar um 4 Uhr Nachmittags nach kurzem Krankenlager in Venedig verschieden. Die Herzogin Louise Marie Theresie von Bourbon, die Tochter des Herzogs von Berry, Schwester des Grafen von Chambord und Enkelin Karls X., war am 21. September 1819 geboren, vier Monate darauf fiel ihr Vater durch Meuchelmord. Am 10. November 1845 vermählte sie sich mit dem Erbprinzen von Lucca und präsumtiven Erben von Parma, Karl von Bourbon. Der noch lebende Herzog Karl von Lucca, ihr Schwiegervater, gelangte nach dem Ableben der Herzogin Marie Louise im December 1847 in den Besitz von Parma, sah sich aber bald von der übersfluthenden Revolution vertrieben und dankte am 14. März 1849 zu Gunsten seines Sohnes ab. Diesen führten bald darauf nach dem Siege von Novara die österreichischen Waffen in sein Land zurück, aber fünf Jahre später, am 27. März 1854, traf ihn der Meuchlerdold der Revolution. Die Herzogin ergriff sofort im Namen ihres Gjährigen Sohnes Robert die Zügel der Regierung. Die Weisheit und Mäßigung, die sie dabei entfaltete, gewannen ihr wohl die Herzen des Volkes, verführten aber selbstverständlich die Leiter der italienischen Revolu-

tion nicht. Als die Bunte an die Mienen gelegt war und die österröichischen Truppen vom Tessin zurückwichen, mußte auch die Herzogin wieder ihre Hauptstadt verlassen. Als bald konstituirten sich etliche Advocaten und Doktoren als provisorische Regierung, aber der Befehlshaber der Garnison machte dem Spiel ein schnelles Ende. Die Herzogin kehrte wieder zurück, doch nur für ein paar Tage; die Piemontesen, mit denen sie sich gar nicht im Kriege befand, überschwemmten ihr Land ohne Kriegserklärung und verleibten es dann in der bekannten Weise dem „Königreich Italien“ ein, nachdem noch einige Diktatoren eigener Ernennung sich an der herzoglichen Hinterlassenschaft bereichert. Am Po hatte die Herzogin ihre Truppen, die ihr bis dahin folgten, entlassen. Seit her lebte die Herzogin theils bei ihrer Mutter und ihrem Bruder in Venedig, Brunnsee und Trohdorf, theils im Schlosse Wartegg am Bodensee, wo sie im Kloster Nied bei Bregenz ihre beiden Töchter, Margareth, geb. 1847, und Alix, geb. 1849, erziehen ließ. Der jüngste unter den fürstlichen Waisen ist Prinz Heinrich, geb. 1851. Die edle, fromme und kluge Herzogin hat ein Fürstenleben ohne gleichen geführt, sie ist muthig und gottergeben ihre Pfade gewandelt zwischen Mord und Revolte, zwischen Tod und Exil. Für „solche und ähnliche fürstliche Personen“ haben sich die Italiener der Revolution den „König Ehrenmann“ beigelegt! Verstand liegt nicht viel in dem Tausch, aber viel — Dummheit.

Die über alle Begriffe gemeine Niederträchtigkeit beutet in der „Times,“ der auch die „N. Allg. Zeitung“ nachschreibt, den Kirchenbrand und das Unglück in Santiago in Südamerika auf ihre Weise aus. Zuerst wird Gift gekocht über das Eldorado der kathol. Priesterchaft, der Mönche und Nonnen in Santiago; dann hämisch das Glockengeläut, solcher Schreibersippe zuwider, wie dem Teufel das Weihwasser, und der zahlreiche Kirchenbesuch — gegen Kneipenbesuch hat die Art nichts — besonders von Frauen herbeigezogen, während die jungen Männer als Maulaffen vor den Kirchenthüren figuriren müssen; dann wird ein Ausfall auf das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä gemacht, welches in der katholischen Welt vielfach Kopfschütteln veranlaßt habe; dann wird die Herze gegen die Jesuiten losgelassen, „denen die Kirche gehörte“ und die „Erbitterung gegen die Geislichkeit“ muß ganz besonders deshalb floriren, weil sie sich rechtzeitig durch die Sakristei geschickt, was vom Altar aus möglich war, wie es den an den Thüren zunächst Stehenden möglich war zu entfliehen und sich also nicht hat tölpelhafter Weise verbrennen lassen. Und dann kommt des Pudels Kern von all dieser infamen Schreiberei und lautet zur Aufklärung für die noble Absicht wörtlich: „Wenn die fürchterliche Heimsuchung die Wirkung hätte, das Joch des Jesuitismus und der religiösen Anduldsamkeit zu brechen, so wäre das, ob auch sehr theuer erkauft, ein Segen für das Land.“ Das heißt zu deutsch: „Wenn die Katholiken nur in Folge des Unglücks der Sektirerei zungänglich würden und sich englische Fische in den Pelz sehen ließen, auch allenfalls so ein bißchen Jesuitenjagd veranstalteten zu Gunsten britischer Prediger, so wäre das ein Trost und würde die schwarzen Dintethränen der Trauer über die Heimsuchung in Freudenthränen verwandeln. Wird aber wohl der Trost nicht

abfallen; also werden solche Schreiber weiter thranen müssen über den Brand — ohne Hoffnung. Der Präsident Perez verlor bei dem Brand zwei Töchter, ein Minister seine Frau, der commandirende General vier Kinder. Ueber 30 Geistliche sind verbrannt. Der Erzbischof warf sich mit mehr als 50 Geistlichen in der Nähe des Feuers auf's Antlitz; dann rief er zum Himmel: „Gott, laß mich sterben mit meiner Heerde, ihrer ist ja das Himmelreich!“ Zu sieben Häusern fanden sich keine Einwohner mehr, und die Polizei mußte die Inventur aufnehmen; es giebt Familien, die an 5—10 Personen zu betruhen haben. Ein Einwohner, Ricard Ovale, verlor seine Frau, 5 Töchter und 2 Dienstmädchen, aus dem Institut der Mme. Cabezan fehlen alle Schülerinnen, 17 an der Zahl. Santiago soll 80—100,000 Einwohner zählen.

Wanderungen in Schleswig.

(Fortsetzung.)

Einer der eigenthümlichsten Punkte dieses Insellandes ist die westjütische Insel Färö, die am südlichsten Ende der Westküste Jütlands gegenüber der Stelle gelegen, wo die Königsau, als uralte Grenzscheide zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark sich in's Meer ergießt. Diese Insel ist eine Eigenthümlichkeit nicht allein durch die semännische Betriebsamkeit der Bewohner, sondern weil diese sich auch ihre Urthümlichkeit aus alter Zeit zu bewahren wußten; sie hängen mit ungeheurer Zähigkeit am Althergebrachten und zeigen in Lebensweise, Sitte und Kleidung Eigenthümlichkeiten, die wohl vermerkt zu werden verdienen.

Die Männer, welche beständig außer Landes sind, sobald sie konfirmirt worden, und oftmals kaum den Winter über auf ihrer lieben Insel verweilen, haben sich wenigstens hinsichtlich der Kleidung vom Alten losgesagt: sie tragen nicht mehr die altfriessche (z. B. Helgolander) Tracht, sondern die der nordeuropäischen Seeleute, im übrigen aber sind auch sie in jeder Hinsicht „Fanniker.“ Selten und ungern befassen sie sich mit der Bestellung des Landes oder irgend einer Hantierung, die nicht unmittelbar zum Seewesen gehörte — dies überlassen sie allen den Frauen, von denen keine einzige zu stricken versteht. Wenn es der Winter oder die Gelegenheit erlaubt, kommen die Seeleute nach Hause, sonst bleiben sie oft in den Häfen liegen, in denen sie mit Frühjahrsanbruch sofort Aussicht auf neue Beschäftigung haben. Sind sie indessen zu Hause, dann stricken sie erstens für ihren eigenen, und dann für den Bedarf ihrer ganzen Familie. In einem einzigen Tag „prägelt“ ein solcher hochgewachsener und handfester Seemann einen langen Frauenstrumpf vollständig fertig. Nachdem werden Netze gestrickt und jede vorkommende Frauennarbeit verrichtet. Mit der Fischerei befassen sich die Fanniker von Jahr zu Jahr weniger, nur vier bis sechs Wochen im Frühjahr geht eine größere Anzahl Boote in die See hinaus, um Schellfische, Dorsche und Schollen zu fangen (in der Nähe der Küste befinden sich gar keine Fische), während dann einige eingeborene Spekulant den Ueberschuß austauschen und in Ribe, Dorse oder Kopenhagen los schlagen.

Die Frauen besorgen den Ackerbau und stehen der Wirth-

heit während der langen Abwesenheit der Männer meisterschaft vor. Die Mädchen, wenn sie nicht sehr wohlhabende Eltern haben, gehen gleich nach der Einsegnung nach dem Festlande, um dort von Johanni bis Michaeli als geschickte Landarbeiterinnen Geld zu Zitterstaat und solidem Puz zu verdienen. Das gesammte weibliche Geschlecht dieser Insel ist im höchsten Grade ungerierig und klatschföchtig, bedeutend mehr wie die Männer, welche, ganz gegen Seemannsart, auch mit diesen Fehlern behaftet sind. Doch kann man den Weibern dieses verzeihen, da sie andererseits Tugenden besitzen, welche leider immer seltener werden. Sie sind vorzüglich sparsam und sehr stitlich, halten die Bräute die gelobte Treue unerblichlich bis zum Grabe — es ist nämlich nichts Seltene, daß ein Brautpaar zehn Jahre verlobt bleibt, ohne sich in dieser Zeit einmal zu sehen, und sehr oft geschieht es, daß die des Geliebten harrende Braut statt seiner die Nachricht von seinem Tode empfängt. Wittwen heirathen nur wieder, wenn sie ganz kleine Kinder und ein eigenes Schiff besitzen, sonst nicht, wohingegen die Wittwer, besonders wenn sie mit Kindern gesegnet sind, sich sofort wieder verheirathen, um eine Verwalterin des Hauses zu gewinnen. Alles Züge, welche die Fanniker mit ihren Stammesgenossen, den Friesen, gemein haben. Wahrscheinlich in Folge der Mäßigkeit sind die Ehen dieser Leute ungemein reich mit Kindern gesegnet, denn es wimmelt von denselben überall; doch sind diese im höchsten Grade umgezogen, weil die Frauen Wichtigeres zu thun haben als nach ihrer Erziehung zu sehen, die später doch ein Bootsmann mit einem Tauendchen vervollkommenet. Die Frauen besorgen auch den Nachwächterdienst, umwechselnd und stets paarweise; sie lassen hierbei einen tüchtigen Stock und eine hölzerne Knarre in der Hand, verkürzen sich die Zeit mit Plaudern und neugierigen Blicken in das innere Heiligthum der Häuser, dessen erschauete Geheimnisse sie dann andern Tages brühwarm weiter tragen, vergessen darüber aber nicht die Hauptsache, nämlich nach dem Steigen oder Fallen des Meeres zu sehen, um im Falle einer Sturmfluth ihre Mitbürgerinnen rechtzeitig wecken zu können, und auf Feuer und Licht zu achten; sehen sie zu ungewohnter Stunde in einem Hause Licht, dann machen sie mit ihrer Knarre sofort ein heftiges Geräusch.

Die Fannikerinnen sind im höchsten Grade abergläubisch, glauben an Hexen und Beherwerden, sowie an Verherung des Viehes, fürchten sich vor Spuk, und gehen deshalb nach dem Dunkelwerden bei jeder Berrichtung nie ohne Gefährtin aus dem Hause. Besonders plagt sie die Angst vor einem weißen Pferde ohne Kopf, welches sich in jeder Nacht Schlag 12 Uhr auf einem gewissen Aker des Hauptfeldens sehen lassen soll. Viele der umgehenden und verblühten Schönen wollen dieses Unthier schon mit eigenen Augen gesehen haben. Wenngleich die Damen höchst sparsam sind, so sehen sie doch in zwei Punkten — Puz und Gelagen — gar nicht auf Geld, sondern nur auf die Bewahrung der Ehre. Ein besonderer Puz muß sein für Geburt, Confirmation, Kirchgang, Brautgang, Hochzeit, Todesfall und eigenen Tod, und ein Gelage findet bei allen den aufgezählten Gelegenheiten, sowie nach vielen anderen statt, z. B. beim Stapellauf eines Schiffes (Schiffshochzeit), Weihnachtsgilden, Familiengilden u. s. w.

(Schluß folgt.)

Schule der Weisheit.

[E in barmherziger Bruder.] Der berühmte „Lanzknecht“ Friedrich Fürst von Schwarzenberg erzählt folgenden Zug aus dem Leben eines barmherzigen Bruders:

„Als ich nach einer Morgenpromenade mit dem besten Appetite zum Frühstück nach Hause kam, fand ich den liebenswürdigen polnischen Fürsten L., welchem ich meine Eindrücke in Betreff der Begegnung der barmherzigen Schwestern mittheilte. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit eine Anekdote aus seinem Vaterlande, welche als Beleg und Gegenstück meiner Reflexionen dienen kann.

Graf M., einer der tapfersten unter den tapfern Kriegeren der polnischen Republik, war eben so berühmt durch seine verwegene Kühnheit in den Kämpfen mit Russen und Tartaren, als durch seinen aufbrausenden Zöjorn.

Mehrere blutige Zweikämpfe, zuletzt aber ein trauriger Fall, wo er, ob zwar gereizt, einem Untergebenen den Kopf gespalten hatte, machten ihn die Waffen für immer ab- und als Buße das Gewand des barmherzigen Bruders anlegen, und nachdem er sein sämmtliches Vermögen milden Stiftungen vermacht hatte, zog er für sein Spital in bescheidener Demuth bettelnd umher.

In dem glänzenden Saale des Hotels de *** zu Kiew wurde geschmaust, getanz und hohes Spiel gespielt, und an einem der mit Gold überfüllten Tische sitzt der junge Graf N., ein leidenschaftlicher, verwegener Spieler. Ihm nähert sich der demüthige Bettelmönch und bitet um eine milde Gabe „für seine Kranken.“ Der Graf übelgelaunt und in Erwartung eines großen Coups, schenkt ihm keine Aufmerksamkeit; endlich zupft der Mönch ihn am Ärmel, leise seine Bitte wiederholend, erhält aber von dem heftigen, durch das Spiel ohnehin aufgeregten und erregten Grafen eine Maulschelle!

Da blickten die Augen des Mönchs im dunkeln Feuer, es zuden die Muskeln seines gebräunten Antlitzes — aber schnell gefaßt erwiderte er demüthig: „Das war für mich, Herr Graf, jetzt bitte ich auch um Etwas für meine armen Kranken.“ Tief gerührt und beschämt entschuldigt sich der Graf mit thränenden Augen und ein Geschenk von zehntausend Dukaten, welches er dem Spital verehrte, bewies, wie sehr er seine Ungebühr bereute und zu veröohnen suchte.

Ein Strahl der Heiligenkronen muß damals das Heldenantlitz verklärt haben, als er den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst erkämpfte und sanft und demüthig keine andern Worte aussprach als: „für meine armen Kranken!“

[Kardinal Johannes von Geißel.] Als der Völkerschlacht bei Leipzig das geschlagene französische Heer in wilder Flucht dem Rhein zuwies, war die Festung Mainz das erste Ziel der Flüchtigen. Nicht nur alle Spitäler, Kasernen und öffentlichen Gebäude, sondern auch alle Privatwohnungen waren überfüllt mit Kranken und Verwundeten. Aber viele Hunderte fanden keine Unterkunft und mußten auf der Straße ihr trauriges Dasein fristen, bis in den meisten Fällen der Tod als willkommener Retter erschien. Unter diesen Unglücklichen befand sich schwer verwundet und auf den Tod ermattet auch ein junger Pfälzer, der, wie so viele seiner Landsleute, weil das Ver-

hängniß es so wollte, im Dienste der Feinde seines Vaterlandes hatte bluten müssen. Krank und schwachend schlich er auf der Straße dahin, sich an den Mauern der Häuser haltend und jeden Augenblick den Tod erwartend. In diesem Zustand fand den Unglücklichen ein Student. Obnehin zur Hilfe entschlossen, fragte dieser ihn nach seiner Heimath und hatte kaum den pfälzischen Landsmann in ihm erkannt, als er den Verwundeten mit in seine Wohnung nahm, augenblicklich einen Chirurgen rufen, die Wunde reinigen und verbinden und den Patienten auf das Sorgfältigste verpflegen ließ. Seiner Bemühung gelang es, den Verwundeten bald vollkommen herzustellen und dieser kehrte auf Martini 1813 in seine Heimath zurück, seinen edelmüthigen Retter, ohne den er eine gewisse Beute des Todes gewesen wäre, in seinem Herzen segnend. Der Student, ebenfalls selbst unbedeutend, hatte alle Ausgaben aus seiner eigenen Kasse bestritten. Der Soldat aber war der nachmalige Gemeindevorsteher Kaspar Bertram in Ruppertsberg, der Student dagegen Sr. Eminenz der Cardinal Johannes v. Geißel, Erzbischof von Köln.

Das Hochamt im Cäcilienkloster.

(Eine Legende.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Drei Tage darauf, da die Frau, durch diesen Bericht tief im Innersten erschüttert, am Arm einer Freundin nach dem Kloster hinausgegangen war, in der wehmüthigen Absicht, auf einem Spaziergang, weil eben das Wetter schön war, den entseßlichen Schauplatz in Augenschein zu nehmen, auf welchem Gott ihre Söhne wie durch unsichtbare Blitze zu Grunde gerichtet hatte, fanden die Weiber die Kirche, weil eben gebaut wurde, am Eingang durch Planken versperrt und konnten, wenn sie sich mühsam erhoben, durch die Oeffnungen der Bretter hindurch von dem Innern nichts, als die prächtig funkelnde Rose im Hintergrunde der Kirche wahrnehmen. Viele hundert Arbeiter, welche fröhliche Lieder sangen, waren auf schlanken, vielfach verschlungenen Gerüsten beschäftigt, die Thürme noch um ein gutes Drittheil zu erhöhen, und die Dächer und Zinnen derselben, welche bis jetzt nur noch mit Schiefer bedeckt gewesen waren, mit starkem, hellem, im Strahl der Sonne glänzendem Kupfer zu belegen. Dabei stand ein Gewitter dunkelschwarz mit vergoldeten Händen im Hintergrunde des Baues; dasselbe hatte schon über die Gegend von Nachen ausgebrochen und nachdem es noch einige kraftvolle Blitze gegen die Richtung, wo die Kirche stand, geschleudert hatte, sank es, zu Dünsten aufgelöst, murmelnd in Osten herab. Es traf sich, daß, da die Frauen von der Treppe des weißläufigen Klosterlichen Wohngebäudes herab, in mancherlei Gedanken vertieft, dies doppelte Schauspiel betrachteten, eine Kloster Schwester, welche vorübergehend, zufällig erfuhr, wer die unter dem Portal stehende Frau sei, dergestalt, daß die Aebtissin, die von einem den Frohnleichnamstag betreffenden Brief, den dieselbe bei sich trug, gehört hatte, unmittelbar darauf die Schwester zu ihr hinschickte und die niederländische Frau ersuchen ließ, zu ihr herauf zu kommen. Die Niederländerin, ob schon einen Augenblick dadurch betroffen, schickte sich nichts desto weniger ehrfurchtsvoll an, dem Befehl, den man ihr angekündigt hatte, zu gehorchen, und

während die Freundin auf die Einladung der Nonne in ein dicht an dem Eingange befindliches Nebenzimmer abtrat, öffnete man der Fremden, welche die Treppe hinaufsteigen mußte, die Flügelthüren des schön gebildeten Söllers selbst. Dasselbst fand sie die Aebtissin, welche eine edle Frau von stillem königlichem Ansehen war, auf einem Sessel sitzend, den Fuß auf einen Schemel gestützt, der auf Drachenklauen ruhte; ihr zur Seite auf einem Pulte lag die Partitur einer Musik. Die Aebtissin, nachdem sie befohlen hatte, der Fremden einen Stuhl hinzusetzen, entdeckte ihr, daß sie bereits durch den Bürgermeister von ihrer Ankunft in der Stadt gehört, und nachdem sie sich nach dem Befinden ihrer unglücklichen Söhne erkundigt, auch sie ermuntert hatte, sich über das Schicksal, das dieselben betroffen, weil es einmal nicht zu ändern sei, möglichst zu fassen, eröffnete sie ihr den Wunsch, den Brief zu sehen, den der Präbikant an seinen Freund, den Schullehrer in Antwerpen, geschrieben hatte. Die Frau, welche Erfahrung genug besaß, einzusehen, von welchen Folgen dieser Schritt sein konnte, fühlte sich dadurch auf einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt, da jedoch das ehrwürdige Antlitz der Dame unbedingtes Vertrauen forderte, und auf keine Weise schicklich war, zu glauben, daß ihre Absicht sein könne, von dem Inhalt desselben einen öffentlichen Gebrauch zu machen, so nahm sie nach kurzer Besinnung den Brief aus ihrem Busen und reichte ihn der fürstlichen Dame unter einem heißen Kuß auf ihre Hand dar. Die Frau, während die Aebtissin den Brief überlas, warf nunmehr einen Blick auf die nachlässig über dem Pulte aufgeschlagene Partitur und da sie durch den Bericht des Tuchhändlers auf den Gedanken gekommen war, es könne wohl die Gewalt der Töne gewesen sein, die an jenem schauerlichen Tage das Gemüth ihrer armen Söhne zerstört und verwirrt habe, so fragte sie die Kloster Schwester, die hinter ihrem Stuhle stand, indem sie sich zu ihr umkehrte, schlüchtern, ob dies das Musikwerk, das vor sechs Jahren am Morgen jenes merkwürdigen Frohnleichnamstages in der Kathedrale aufgeführt worden sei. Auf die Antwort der jungen Kloster Schwester: ja! sie erinnere sich, davon gehört zu haben und es pflege seitdem, wenn man es nicht brauche, im Zimmer der hochwürdigsten Aebtissin zu liegen, stand, lebhaft erschüttert, die Frau auf, und stellte sich von mancherlei Gedanken durchkreuzt, vor das Pult. Sie betrachtete die unbekanntes zauberischen Zeichen und meinte in die Erde zu sinken, als sie gerade das Gloria in excelsis aufgeschlagen fand. Es war ihr, als ob der ganze Schrecken der Tonkunst, der ihre Söhne verderbt hatte, über ihrem Haupte rauschend daherdöge; sie glaubte bei dem bloßen Anblick ihre Sinne zu verlieren, und nachdem sie schnell mit einer ergreifenden Regung von Demuth und Unterwerfung unter die göttliche Allmacht das Blatt an ihre Lippen gedrückt hatte, setzte sie sich wieder auf ihren Stuhl zurück. Inzwischen hatte die Aebtissin den Brief ausgelesen, und sagte, indem sie ihn zusammenfaltete: „Gott selbst hat das Kloster an jenem wunderbaren Tage gegen den Uebermuth Eurer schwer verirrten Söhne beschirmt. Welcher Mittel er sich dabei bedient, kann Euch, die Ihr eine Protestantin seid, gleichgültig sein. Ihr würdet auch das, was ich Euch darüber sagen könnte, schwerlich begreifen. Denn vernimmt, daß schlechterdings Niemand weiß, wer eigentlich das Werk, das Ihr dort aufgeschlagen

findet, im Drang der schreckenvollen Stunde, da die Bilderstürmerei über uns hereinbrechen sollte, ruhig auf dem Sitze der Orgel dirigirt hat. Durch ein Zeugniß, das am Morgen des folgenden Tages in Gegenwart des Klostersvogts und mehrerer anderer Männer aufgenommen und im Archiv niedergelegt ward, ist erwiesen, daß Schwester Antonia, die einzige, die das Werk dirigiren konnte, während des ganzen Zeitraums seiner Aufführung krank, bewußtlos, ihrer Glieder schlechthin unmächtig, im Winkel ihrer Klosterzelle darniedergelegen habe: eine Kloster Schwester, die ihr als leibliche Verwandte zur Pflege ihres Körpers beigeordnet war, ist während des ganzen Vormittags, da das Frohnleichnamsfest in der Kirche gefeiert worden, nicht von ihrem Bette gewichen. Ja Schwester Antonia würde unsehbar selbst den Umstand, daß sie es nicht gewesen sei, die auf so seltsame und bestrebende Weise auf dem Altar der Orgel erschienen, beschäftigt und bewahrt haben, wenn ihr gänzlich sanfterer Zustand erlaubt hätte, sie darum zu befragen, und die Kranke nicht noch am Abend desselben Tages an dem Nervenleber, an dem sie darniederlag und welches früherhin gar nicht lebensgefährlich schien, verschieden wäre. Auch haben schon erleuchtete fromme Männer dahin entschieden, daß die heilige Cecilia selbst dieses schreckliche und doch auch herrliche Wunder vollbracht habe.“ Und damit gab sie der Frau den Brief, den sie sich bloß von ihr erbeten hatte, um über das, was sie schon wußte, nähere Auskunft zu erhalten, unter dem Versprechen, daß sie davon keinen Gebrauch machen würde, zurück; und nachdem sie dieselbe noch gefragt hatte, ob zur Wiederherstellung ihrer Söhne Hoffnung sei, und ob sie ihr vielleicht mit irgend etwas, Geld oder einer andern Unterstützung, zu diesem Zweck dienen könne, welches die Frau, indem sie ihr den Rock küßte, weinend verneinte, grüßte sie dieselbe freundlich mit der Hand und entließ sie.

Hier endigt diese Legende. Die Frau, deren Anwesenheit in Wochen gänzlich nutzlos war, ging mit Zurücklassung eines kleinen Kapitals, das sie zum Besten ihrer armen Söhne bei den Brüdern niederlegte, nach dem Haag zurück, wo sie ein Jahr darauf, durch diesen Vorfall tief bewegt, in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte; die Söhne aber starben im späten Alter eines heitern und vergnügten Todes, nachdem sie noch einmal ihrer Wohnheimat gemäß das Gloria in excelsis abgefangen hatten.

Bermischte Nachrichten.

Breslau, 11. Febr. (Zur schnellen Erwägung und That.) Zur Pflege der verwundeten Krieger in dem deutschen Befreiungskampfe gegen Dänemark sind bereits von hier und Weist 12 graue Schwestern nach Kiel abgereist und werden mehrere folgen. Wäre es nicht auch sehr an der Zeit, wenn in Breslau und ganz Schlesien sich Comités's katholischer Männer und Frauen zur Sammlung von Geldbeiträgen für die verwundeten deutschen Krieger bildeten und überall mit besonderem Eifer dafür thätig wären? Ich glaube, dies ist ein so christlicher und zugleich patriotischer Zweck und durch die Verhältnisse so sehr angeeignet, daß es nur einer Aeußerung bedarf, um Viele für diesen Zweck zu interessieren und die geeigneten Kräfte überall dafür in baldige Thätigkeit zu setzen. Meines Erachtens würde sich in Breslau unter der Obhut unseres Hochwürdigsten

Herrn Fürstbischofs als des natürlichen Vorstandes und Förderers eines solchen katholischen Werkes für die Verwundeten und Leidenden das Central-Comité für die ganze Diözese zu bilden haben und würden alle Sendungen der auswärtigen Comités's hierher zu dirigiren sein, damit sie ihre weitere Verwendung und Verwendung fänden. Es werden gewiß sich Männer und Frauen allerorts bereit finden, diese sehr nothwendige Hilfeleistung für die braven und tapfern verwundeten deutschen Krieger zu fördern. Ich sage absichtlich: deutschen Krieger, weil für unsern Zweck kein Unterschied ist, ob der Verwundete ein Preuße oder Oesterreicher ist.

Duitsburg. Am 7. und 8. Januar d. J. hielt der berühmte Johannes Ronge hier Abend-Vorträge, um den Frankfurter Reform-Verein anzupfehlen. Die Neugierde hatte Manche hingelockt. Jedoch die von ihm gepredigte Heiden-Religion mißfiel höchlich. Schon am ersten Abende drohte eine Revolution in der Versammlung auszubrechen. Als der Berirrte am zweiten Abende anfang, sich in den unangemessensten Zwecken gegen die katholische Kirche zu ergehen, brach der Sturm los. Es riß eine gräuliche Verwirrung ein; man stampfte, schrie, lärmte, tobte. Johannes Ronge mag froh sein, daß er mit beiler Haut aus der Versammlung entkommen ist. Er wird sobald nicht wieder kommen, da er für seinen Unglauben hier keinen Boden mehr gefunden hat. (Der unzweideutigste Beweis von der Bornirtheit dieses skizirten Menschen ist wohl, daß er bis heut noch nicht begriffen, wie selbst zum nachhaltigen Skandal machen eine Portion „Geist“ nothwendig, die ihm nun einmal verpagt ist.)

München. (Politische Drehkrankheit.) Bekanntlich soll demnächst von Wien-Triest aus eine Pilgerfahrt zum heil. Grabe in Jerusalem veranstaltet werden, wozu sich natürlich auch Baiern gemeldet, wo namentlich auch der Münchener Volksbote in Folge der selbstständigen Aktion Oesterreichs und Preußens in Schleswig eine Sprache gegen diese Mächte führt, deren Grundlaute von der Gasse ausgelesen zu sein scheinen. Welchem Grabe von Geistesverwirrung das förderlich, zeigt sich an einem Jerusalempilger in Baiern, der den Oesterreichern einen Absagebrief geschickt, „weil er die Reise lieber unter dem Schutze der „französischen“ als der „österreichischen“ Flagge machen und darum über Marseille und nicht über Triest gehen wolle.“ Da hat Oesterreich seine „Strafe“, daß es nicht variiren will. Das Ding ist aber auch für den deutschen Patriotismus des wildgewordenen bairischen Pilgers bezeichnend. Er stellt sich lieber unter französische als österreichische Schutz, der liebliche deutsche resp. bairische Pilger, welcher sich mit den Oesterreichern nicht „gemeene“ machen will — von wegen der Politik!

Schleswig. Die deutschen Verbündeten sind in Flensburg eingezogen. Ein Straßenkampf daselbst, worüber viel gefabelt worden, hat nicht stattgefunden. Gablenz rückte nach einem Rafttag gegen die Düppeler Schanzen vor. Die Brigade Nostiz soll bei Hellingbeck, Frödrup und Doverssee 710 Tode und Verwundete, die Dänen 400 Tode und 700 Verwundete gehabt haben. Ein Theil der dänischen Armee, der nach Alsen zu marschirt ist, wird verfolgt. Die verbündeten Truppen sind vom besten Geiste besetzt. Der dänische Reichstag hat sich für die energische Fortführung des Krieges in einer Adresse an das Heer erklärt. Offenbar rechnet man daselbst auf eine baldige Dazwischenkunft Napoleons, der nun bald auftreten dürfte, um zu zeigen, was für ein Unterschied zwischen „Frankreich“ und dem mit seiner dänischen Politik so klammerigen England ist. Ob die napoleonischen Sympathien für die Holssteiner übrigens Deutschland nicht gefährlicher, als die britischen Renommistereien für Dänemark, wird sich bald zeigen. Es wäre Zeit, wenn Deutschland glorreich aus den nun erst anfängenden Verwicklungen hervorgehen soll, daß ganz Deutschland sich einigte, was um so leichter, als der Krieg den Stützpunkt der deutschen Mächte

wohl allseitig verändert und dieselben sich näher gebracht hat. Bisher scheint es aber doch noch an der gebührigen Klarheit darüber zu fehlen, was der beiden Großmächte letztes Ziel und wofür sie unter allen Umständen einstehen wollen. Man wird ihnen jetzt jedenfalls zunächst einen Waffenstillstand aufnöthigen wollen, der aber schwerlich zu Stande kommt, ehe Schleswig ganz von den Dänen geräumt ist.

Anstellungen und Beförderungen.

Im geistlichen Stande.

Den 16. Januar. Sr. Fürstbischöfl. Gnaden der Hochwürdigste Herr Fürstbischof haben den Schulen-Inspektor u. Pfarrer zu St. Mauritius in Breslau Herrn Fischer zum Erzpfeifer des Archivr. Breslau ernannt. — Subregens des Clerical-Seminars in Breslau Karl Schäfer als Direktor des kathol. Schullehrer-Seminars in Ober-Glogau. — Den 30. Jan. Spiritual Dr. Speil in Oppeln als dritter Oberer und Subregens des Clerical-Seminars in Breslau. — Den 4. Februar. Ehren-Kämmerer Sr. Päpfl. Heiligkeit und Curatus ad St. Mariam in Breslau Robert Spiöke als Pfarrer ad St. Dorotheam in Breslau. — Kapl. ad St. Mariam in Breslau Wilh. Stern als Curatus daselbst.

Im Schulstande.

Den 28. Januar. Abvj. Ludwig Markeffa in Beuthen als solcher nach Raklo, Kr. Beuthen. — Abvj. Emanuel Dunderka in Raklo als solcher nach Dzegow, Kr. Beuthen. — Den 30. Jan. Lehrer Aug. Nowack in Paprozan als Schullehrer, Organist und Küster nach Studendorf, Kr. Groß-Strehlitz. — Den 1. Februar. Abvj. Theod. Wiesl in Rosberg als Schullehrer nach Przelaita, Kr. Beuthen. — Abvj. Karl Dronia in Siemianowiz als Schullehrer nach Neuborf, Kr. Beuthen.

Todesfälle.

Den 7. Januar starb der Lehrer Joh. Blazek in Meserzhiz, Kr. Pleß, im Alter von 50 Jahren an Brustwassersucht. — Den 17. Jan. starb der Schullehrer Victor Spallek in Poln.-Zanke im Alter von 50 Jahren. — Den 21. Jan. starb der Abvj. Paul Rabitschke in Malzkow im Alter von 23 Jahren an Lungen-schwindsucht. — Den 25. Jan. starb der Schullehrer Ignaz Schneeweiß in Grottkau im Alter von 69 Jahren an Magenkrebs. R. i. p.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Anna Schnuppe, Hr. M.-Arzt Dr. Peiper, Piegwitz; Frä. Clara Gentner, Hr. Kfm. B. Varsch, Spremberg; Frä. Marie Bergner, Hr. Dekan Schmidt, Brieg; Frä. Emilie Fürstenheim, Hr. C. Meyer, Breslau; Frä. Aug. Schubert, Hr. Th. Zurock, Kunzendorf a/D.; Frä. Helene Nibel, Hr. Gutsh. v. Strauch, Thiergarten; Frä. Marie Scholz, Hr. Wirthschaftsbeamter Pilz, Siebenhuben.

Gestorben. Kfm. Leo Galanöky, Pittchen; Administrator C. Keller, Breslau; Fr. Kfm. H. Kreisel, Habelschwerdt; Fr. Wih. v. Ludzyna, Breslau; Schafmeister G. Viol, Bielguth; Fr. Math. Möbus, Medzibor; Fr. Mühlensel. Joh. Schmidt,

N.-Salzbrunn; Marie Gräfin Königsdorf, Ushüz; Apotheker W. Heinrich, Breslau; Conditor G. Mantel, Festsberg.

Bei G. P. Aderholz in Breslau ist zu haben:

Girtenbrief

Sr. Fürstbischöflichen Gnaden des Hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Heinrich von Breslau.

Gegeben am Sonntage Septuagesima 1864.

Preis pro Exemplar 2 1/2 Sgr.

Derselbe in polnischer Sprache.

[44]

Preis 2 1/2 Sgr.

Die concessionirte

Gebetbuch = Handlung

von Richard Lange in Breslau

empfehlend zur bevorstehenden östlichen Zeit ihr reiches Lager gut katholischer Gebetbücher in den mannichfaltigsten Einbänden zu geneigter Beachtung.

Als besonders gangbar und preiswerth sind hervorzuheben:

Singel, Gebetbüchlein für Kinder, in Pappb. geb.

Jesus meine Liebe, in Pappb. geb. à 5 Sgr.

Jesus unter Meißer, do. à 7 1/2 Sgr.

Wiener Missionbüchlein, do. à 11 Sgr.

Nelk, Katechismus u. Gebetbuch, do. à 9 Sgr.

So sollet ihr beten. Min.-Ausg. do. à 9 Sgr.

Dasselbe. 80 in Leinw.-Rücken u. Titel à 10 Sgr.

Des Christen Pilgerstab, do. à 12 Sgr.

Cochem, Baumgarten, do. à 12 Sgr.

Dieselben Bücher in Goldschnitt, Leinwand u. Goldpressung gebunden stellen sich per Exemplar ca. 10 Sgr. höher, doch wird bei Entnahme von 15 auch ein Freiemplar in gleichem Einbände gewährt.

auf 15 ein Freiemplar in demselben Einbände. [42]

Die Sammlung der Kirchenlieder von F. Dierschke, enthaltend: 8 Mess-, 10 Predigt-, einige Segens-, Marien- u. a. Lieder, so wie auch 4 Litaneien ist nur beim Herausgeber an der Sandkirche Nr. 1 für 2 Sgr. zu haben. [37]

Aus dem Nachlasse des Herrn Curatus Drischel wird am 13. d. M. 2 Uhr Kl. Domstr. 2 eine Auktion stattfinden. [45]

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Ein Knabe wird unter sehr soliden Bedingungen von einem Lehrer in Pension genommen, erhält sorgsamte Pflege, Beaufsichtigung und Nachhilfe; auf Wunsch auch Flügelunterricht. Näheres durch die Expedition dieser Blätter. [43]

Breslauer Börse vom 11. Februar 1864.

Getreide-Preise vom 11. Febr.

Freiw.Staats-Anl. 4 1/2	—	Posener Pfandbr. 3 1/2	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schfl. 52—60—65 Sg.
convert.v. 50 u. 52 1/2	94 3/4 B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	100 B.	G. Weizen . . . 50—56—58 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	92 7/8 G.	do. Lit. B. . . 3 1/2	—	Roggen . . . 37—39—41 .
Preuss. Anl. 55.56 4 1/2	99 3/4 G.	Schles. Pfandbr. 3 1/2	92 1/2 G.	Schles. Rentenbr. 4	96 3/4 G.	Gerste . . . 30—33—37 .
Preuss. Anl. v. 59 5	104 3/4 B.	do. Rustical 4	100 5/8 B.	Posen. Rentenbr. 4	94 1/2 B.	Hafer . . . 25—27—29 .
Präm.-Anl. 1855 3 1/2	120 3/4 B.	do. do. 3 1/2	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	66 G.	Erbsen . . . 38—42—48 .
Staats-Schuldsch. 3 1/2	89 1/2 B.	Schles.neueLit.A. 4	99 1/2 G.	Oesterr. Banknoten	82 1/2 G.	Kartoffeln . . . Sack 26—36 .